

Um Himmels willen

Henning Stegmüller erzählt anhand von Votivtafeln Geschichte ausgehend vom 17. Jahrhundert. Viel geht es um Seuchen – passend zu Pandemie-Zeiten. In einem Buch ergänzt er die alten Bilder durch Texte und Fotos heutiger Landschaften

VON SABINE REITHMAIER

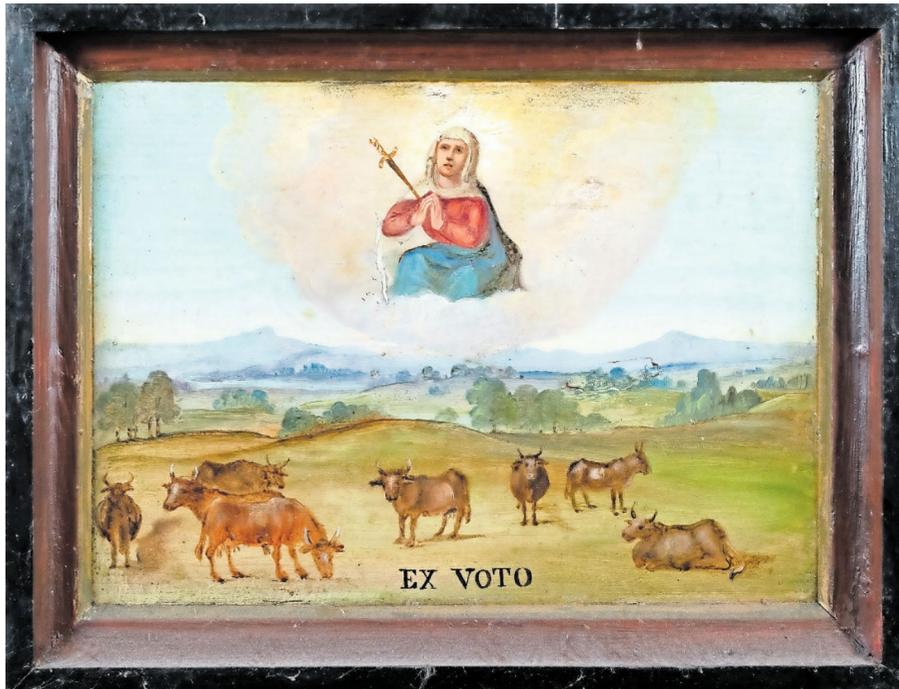
Votivtafeln erzählen von Krankheiten und Unfällen, von wunderbaren Heilungen und Rettungen aus scheinbar ausweglosen Situationen. Sie dokumentieren leise, aber nachdrücklich menschliche Hilfsbedürftigkeit, hängen meist an Orten, an denen Gott anscheinend besonders geneigt ist, die Bitten der Gläubigen zu erfüllen. Einer der Orte ist die Gnadenkapelle Maria Elend, eine kleine, achteckige Wallfahrtskirche in der Nähe von Dietramszell, einer Gemeinde im Süden von München. Mehr als 160 Votivtafeln, die älteste von 1605, berichten dort von den Ängsten der Menschen und den Gefahren in ihrem Alltag, aber auch von ihrer Hoffnung und dem Vertrauen in höhere Mächte.

Henning Stegmüller, der in Dietramszell wohnt und oft zur Kirche spaziert, fasziniert die Bildergeschichten. Der Filmemacher und Fotograf, Jahrgang 1951, hat schon vor Jahren in Indien über „Memorial Stones“ gearbeitet und ist überzeugt davon, dass Erinnerungsmale aus der Volkskunst den Blick auf die Lebensrealität der Menschen in früheren Zeiten öffnen. Er bot dem Pfarrer an, die Tafeln fotografisch zu dokumentieren. „Da ging es mir vorrangig darum, ihren Erhalt zu sichern“, sagt Stegmüller. Konservatorische Maßnahmen habe es für die Tafeln bislang nicht gegeben.

Doch nachdem er für Pfarramt und Gemeindearchiv alles abgelichtet hatte, blieb in ihm das Gefühl zurück, das genüge noch nicht. „Mich hat begeistert, was auf den nachgedunkelten und im Dunkel hängenden Votivbildern plötzlich durch die Bearbeitung zu erkennen war. Wie wenn plötzlich ein Licht angeht“, sagt er. Daher entschied er, mit den Bildern, die so vieles erzählen, ein Buch zu gestalten und den Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) als Ausgangspunkt seiner ikonografischen Erzählung zu wählen, einer Zeit, die durch nie dagewesene Gewalt geprägt war. „Was die vielen Kriegsherren nicht besorgt hatten, erledigten die Pestepidemien“, schreibt er in der Einführung zur „Verborgenen Zeit“, so der Titel seines eben erschienenen, außergewöhnlichen Buches.

Als das Coronavirus auftauchte, spürte er schon längst Seuchen und anderen Katastrophen nach

Als das Coronavirus auftauchte, spürte er schon längst Seuchen und anderen Katastrophen dieser Zeit nach. Um zu vertiefen, was die Votivtafeln ausdrücken, suchte er nach Texten, entdeckte Gottfried Lammerts „Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnot zur Zeit des dreißigjährigen Krieges“, erschienen in Wiesbaden 1890. In dieser Chronik der Heimsuchungen verfolgt der königliche Bezirksarzt und Heimatforscher die Verbreitung der Pest im Jahr 1634. In Oberbayern tobte sie von April an so heftig, dass man in Irschenberg die Namen der Opfer gar nicht mehr aufschrieb. Ähnlich in Bad Tölz, wo die Pfarrbücher von Juli an keine Einträge mehr enthalten. „Bald überraschte sie Königsdorf, entvölkerte das Dorf Wackersreuth nach der Sage bis auf 5 Familien, ebenso Beuerberg an der Lois-



Schutzsuche: Der Stifter des obigen Votivbildes wollte wohl eine Tierseuche abwenden. Die Kuhherde weidet hier friedlich unter dem Gnadenbild. In seinem Buch kontrastiert Henning Stegmüller das Bild mit einem Foto von Kühen in einer Scheune, über der sich eine schwarzblaue Gewitterwand ballt. FOTOS: HENNING STEGMÜLLER



Beine und Bauten

Architekt und Filmemacher Thomas Jocher hat mit „Take Max“ eine große Liebeserklärung an die Maxvorstadt gedreht

München – Das Leben feiert sich am Ende des knapp einstündigen Films „Take Max“ genau dort, wo auch der Tod wohnt: am Alten Nordfriedhof an der Arcisstraße. Der dient heute in der Maxvorstadt, die einerseits zu den dicht bebauten, aber zugleich auch großzügig mit viel Kultur, Wissenschaft und Plätzen ausgestatteten Stadtvierteln Münchens zählt, als Park des Lebens. Außerdem verhilft der Ex-Friedhof dem Regisseur Thomas Jocher, der auch Architekt ist (oder andersrum), zu einer alles andere als beiläufig gemeinten Szene.

Darin spielen die Beine eines sonnenhungrigen und mithilfe eines Bikinis in minimalistischer Interpretation der „Bekleidungslehre“ (des Architekten Gottfried Semper) folgenden Wesens und kontrastreich verwiterte Grabmale die Hauptrollen. An der Stelle ist der informative, wunderschön liebenswerte Film „Take Max“, der im Untertitel wehmütig „Sommer 2020“ heißt und das coronabedingte Kuriosum eines verhinderten Architekturspaziergangs durch das Museums- und Hochschulareal darstellt, fast eine Stunde alt.

Der Film erhält seine Bedeutung von der Hingabe an die Sache

Weshalb man über die hier eingespielte Regieergänzung mithilfe eines Stummfilm-Sprachbandes („Wir sehen hier erst einmal die Sonnenbadende...“) nicht mehr völlig verblüfft ist. Zum Glück versagt sich die Kamera einen zu langen Blick auf die nackten Beine – aber lustig ist es natürlich schon, das just in diesem auf dem Beinbauwerk ruhenden Augenblick der Stadt-heimatpfleger Bernhard Landbrecht inmitten des Alten Nordfriedhofs sagt: „Man sieht diese unglaublich sympathische Ar-

chitektursprache.“ Das gilt eigentlich für die zum Friedhof gehörenden Baulichkeiten des Architekten Hans Döllgast. Doch die insofern nicht ganz linientreue Kamera nimmt synchron dazu die zum Park gehörenden Menschlichkeiten in den Blick.

Die bisweilen seltsam anachronistischen Untertitel machen aus dem ganz bewusst in Schwarz-Weiß gedrehten Film, der ein Projekt für und auch von Münchner Architekturstudentinnen und angehenden Architekten ist, bisweilen eine Buster-Keaton-Hommage. Wer Jocher kennt, Gründungspartner des genau vor 30 Jahren in der Maxvorstadt eröffneten Architekturbüros Fink + Jocher und weltweit tä-

tig als Professor und Juror, der weiß, dass der enorme Charme dieses Films auch etwas zu tun hat mit der Leidenschaft für die heimatische Stadt als Ort des Planbaren, der dennoch immer einhergeht mit Begegnungen, Zufälligkeiten, kurz: mit dem Unplanbaren des Lebens an sich.

„Take Max“, alles andere als ein professioneller Film, gelegentlich verwackelt, manchmal vom Gebimmel der Tram, manchmal auch vom Gelächter in der Gastronomie übertönt (ja, das gab es mal, es nannte sich: Leben), erhält seine Bedeutung von der Hingabe an die Sache. Dennoch ist die Unternehmung – ein relativ virenamer Film statt eines realen Spazier-

gangs mit Dutzenden Studenten – erkenntnistiftend geraten. Das Amateurhafte ist im Wortsinn zu verstehen. Amateure (im Vergleich zu, sagen wir, Hollywood) sind immer auch Liebende. Und in diesem Fall geht die Zuneigung eine mitreißende Verbindung ein mit dem Wissen um Architektonisches und Stadtgeschichtliches.

Wobei das Projekt von den Kontakten Jochers profitiert. Es treten auf in diesem filmischen Stadtspaziergang zwischen Königsplatz und Glyptothek, Lenbachhaus und NS-Dokumentationszentrum, Abtei St. Bonifaz und dem Quartier der „Lenbachgärten“, Brandhorst Museum und **Sep-Ruf-Wohnschiebe**: Pater Korbinian, Elisabeth Merk, Andres Lepik, Matthias Mühlung, Winfried Nerdinger ... und etliche andere Instanzen der Münchner Kultur.

Es ist sympathisch, wenn die Experten bisweilen etwas routinelos in die Kamera blicken

Sogar in Berlin und London wurde gedreht. Dort wird Stefan Behling vom Büro Foster + Partners interviewt. Er spricht über die erste Liebe (der Garten vor dem Lenbachhaus) und über die intensiven Bemühungen um jene signalhaft goldige Anbaufarbe, die auch eine Hommage sein soll. Wobei die Liebe dazu ja nicht von allen Münchnerinnen und Münchnern erwidert wird. Weiß-blau oder schwarz-gelb wäre aber sicher keine Alternative gewesen. Der Film ist eine lebendige Chronik der immer auch vital umstrittenen Stadtgeschichte.

Es wird aber nicht nur die Architektur in den Blick genommen, sondern auch die Geschichte hinter den Fassaden. Deshalb erfährt man nicht nur, dass das frühere Wohnhaus des Wimmelbild-Meisters Ali Mitgutsch (Türkenstraße 52) zum prominenten Opfer der Gentrifizierung wurde.

ach, und fand noch im gleichen Monat trotz aller Vorsichtsmassregeln Eingang im Bezirk Wolfratshausen“, schreibt Lammert. Das kommt einem irgendwie alles sehr bekannt vor.

Poetischer, aber nicht minder erschütternd erzählt der Schriftsteller Michael Köhlmeier von der „Pest in Bichl“ (aus „Die Märschen“, 2019). Die Pest ist ein hochgewachsener Mann. „Er trägt schwarze Kleidung, die flattert ihm in Fetzen am Leib.“ Drei Pfeile genügen, um die Seuche zu verbreiten. Nach jedem Treffer zieht die Pest den Pfeil aus dem Körper des Betroffenen, verwendet ihn wieder, die Ansteckung ist garantiert.

Stegmüller hat auch Texte von Gerd Holzheimer, Andreas Gryphius oder John Berger zu den Bildern ausgewählt. Zudem hat er Landschaften fotografiert, die er den Votivtafeln dialogisch gegenüberstellt. Seltsam entrückte, leicht unscharfe Aufnahmen, sich schlängelnde Wege, alte Höfe, Pestsäulen, auch Menschen bei Wallfahrten und Prozessionen. Eine Tafel mit pflügendem Bauer findet ihr Pendant in einer stillen, archaisch wirkenden Winterlandschaft aus dem Kirchseemoor. Und die Kuhherde, die unter dem Gnadenbild weidet – der Stifter wollte wohl eine Tierseuche abwehren – kontrastiert er mit dem Foto von Kühen in einer Scheune, über der sich eine schwarzblaue Gewitterwand ballt.

Menschen stiften auch heute noch Votivbilder, um sich zu bedanken

Votivbilder sind meist streng schematisch aufgebaut. In der oberen Bildhälfte schwebt meist das Gnadenbild des Wallfahrtsorts, das in Maria Elend zweigeteilt ist: Links sitzt nachdenkend der gezeigte Heiland, durch die Geißelsäule getrennt von der schmerzhaften Mutter Maria. In der unteren Hälfte erfährt man den Anlass der Darbringung. Oft handelt es sich um einen Unfall wie in der Votivtafel von Joseph Schlickerrieder. Ihm gelang es 1831, seine zwei sieben und zehn Jahre alten ins Eis eingebrochenen Töchter zu retten. Der Vater sprang ihnen nach, „allein das Eis brach immer nach, und mit größter Mühe“ kamen sie alle drei wieder heraus.

Den Bittstellern ging es meistens um irdische Nöte, selten ums Jenseits. Manche begnügten sich mit der gemalten Darstellung, andere ergänzten sie wortreich mit Texten, dritte beschränken sich auf die Formel „Ex voto“ (aufgrund eines Gelübdes). Bisweilen weiß man nicht einmal, ob die Stifter danken oder bitten. Und doch berühren diese Erinnerungszeugen einer tiefen Frömmigkeit, gerade in Pandemiezeiten. „Ein geradezu unheimlicher Zufall, der das Buch selbst zu einer Art Fürbitte macht“, findet Stegmüller.

Menschen stiften auch heute noch Votivbilder, um sich zu bedanken. Eines der jüngsten stammt aus dem Jahr 1992. „Vorbei ist nun der Herzinfarkt, ich geh' schon wieder auf den Markt / kauf' Eier, Käse, frische Butter / das dank' ich Dir, Du Gottesmutter.“

Henning Stegmüller: „Verborgene Zeit“, Kunstverlag Josef Fink, 96 Seiten, 80 Abbildungen, Preis 19,80 Euro

Der Untergang muss warten

Christian Springer blickt zuversichtlich in die Zukunft

Der Lockdown ist nicht schlecht, er ist nur schlecht bezahlt. Gäbe es einen vernünftigen Abschluss in Allgemeiner Lockdownistik, hätte ich längst den Inzidenz-Bachelor in der Tasche. Meine Tournee ist nicht mehr, das Leasing-Auto least bewegungslos vor sich hin, aber ich bin in Vollbeschäftigung. Zumindest privat: „Aschre ha-isch aschär lo hallach baatsat rsha-im.“ Das ist der Psalm 1 auf Hebräisch. Das lerne ich und habe großen Spaß dabei. Übersetzt heißt das: „Glücklich bist, wenn du die Deppen meidest.“ Hochaktuell, und auch für Facebook und Co. gültig. Weniger Trump, weniger Wendler, ist mehr vom Leben.

BÜHNE? FREI!

Künstler schreiben ihrem Publikum. Kultur-Lockdown, Tag 73

Das Hebräische ist nur ein Mosaikstein unter meinen Vorsätzen für dieses Jahr, aber er hat durchaus mit den kommenden Kabarettauftritten zu tun. Antisemitismus ist in Stadt und Land lauter und gewalttätiger geworden. Dagegen müssen wir aufstehen, in der Schule, in der U-Bahn, und auch durch die Satire. Und ich stehe in den Startlöchern, um mit Kollegen die Bühne zu teilen. Ich plane zwar nicht den gesamten Gefangenentour zu inszenieren, aber ein Häuflein werden wir schon sein.

Pünktlich zur Pandemie habe ich nämlich ein Buch zur anderen Katastrophe geschrieben. „Bitte sagen Sie die Klimakatastrophe morgen ab! Ich habe wichtige Termine.“ Menschen in Katastrophen können so lustig sein. Deswegen kommt das Buch mit Kollegen und Musik auf die Bühne. Ich freue mich auf die nächsten Monate, auf dieses Jahr. Leute! Das meiste haben wir überstanden! Aber Vorsicht, diskutieren Sie mit mir nicht darüber, dass Grundgesetz und Demokratie ausgehebelt seien.

Mit meinem Verein Orienthelfer e.V. habe ich mit Syrien, Libanon, dem Irak, Jemen und etlichen anderen Ländern zu tun. Willkür, Diktatur, Rechtlosigkeit, Pressezensur, Versammlungsverbot sind mir aus der Praxis bekannt. Glauben Sie mir, zwischen Freilassung und Syllt leben wir im demokratischen Paradies.

Was wir wirklich bräuchten, ist mehr Raum für Trauer. Furchtbar viele Menschen verlieren durch Corona ihre Freunde und Angehörigen, aber von den Weltverbesserern höre ich nie: mehr Beistand und Mitgefühl! Es soll ja Zeitgenossen geben, denen es umso besser geht, je schlechter es anderen geht. Denen kann ich meine neue Geschichte nur wärmstens ans Herz legen: „Der unglückliche Prinz und sein Ende“. Das Märchen für böse Kinder und Erwachsene wird im Frühjahr erscheinen. Die Illustrationen hat der grandiose Comic-Zeichner Frank Schmolke gezeichnet. In Anbetracht aller Umstände musste ich das Märchen ohne Happy End enden lassen. Ich bin hin- und hergerissen.



Der 1964 geborene Christian Springer ist Kabarettist und Autor. 2012 gründete er den Verein Orienthelfer, mit dem er humanitäre Projekte im Libanon und Syrien unterstützt. FOTO: SINA SCHWEIKLE

Corona soll aufhören, damit ich wieder auf die Kabarettbühnen darf! Auf der anderen Seite brauche ich den Lockdown noch ein bisschen, um all meine Geschichten aufzuschreiben. Zum Beispiel, warum bis heute circa 50 Atombomben auf dieser Erde verloren gingen. Hat sie jemand gesehen? Auf Ebay inseriert? Warum man nach Afghanistan und Syrien nicht abschieben, und das Mittelmeer kein Friedhof mehr sein darf. Warum systemrelevant ein idiotischer Begriff ist. Außerdem brauche ich noch Zeit, um Psalm 1 auswendig zu können. Apropos Bibel. Kennen Sie den letzten Satz des Alten Testaments: „Damit ich nicht kommen und das Land dem Untergang weihen muss.“ Das soll Ihnen eine Vorwarnung auf mein neues Kabarettprogramm sein!

Alle Folgen auf sz.de/kultur-lockdown

Alte Pinakothek erhält Geld vom Bund

München/Regensburg – Die Alte Pinakothek München und die Kunstsammlungen des Bistums Regensburg erhalten vom Bund Unterstützung bei der Sanierung und Modernisierung ihres Bestands. „Kultur stiftet Identität und Zusammenhalt, gerade auch abseits der Metropolen“, erklärte Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) am Dienstag in Berlin. Daher fördert der Staat in diesem Jahr bundesweit 73 bedeutende Kultureinrichtungen mit rund 32 Millionen Euro. Die Alte Pinakothek erhält die Hilfen für Sicherungsmaßnahmen, das Bistum zur Erweiterung des Museumsquartiers am Regensburger Dom. „Der Erhalt unserer kulturellen Infrastruktur gehört zu den wichtigsten kulturpolitischen Zielen des Bundes – erst recht in diesen Zeiten der Krise“, sagte Grütters. Gefördert würden dringend notwendige Investitionen. **EPD**



Mitreißend erzählt der Film von Geschichte und Architektur des Viertels, auch vom Königsplatz, auf dem im Sommer Jahrmarktsstimmung einzog. FOTO: FELIX HÖRHAGER/DPA